

Einmaligkeit und Unvergleichlichkeit der Untaten“ der Nazizeit „dazu mißbraucht wird, heutige Entwicklungen zu verharmlosen“ (34).

Ws Antwort auf diese Herausforderung ist eine überzeugende Kritik zentraler bioethischer Argumente. Lebensrechte würden beschnitten, wenn man Menschenrechte zu Personenrechten umdeutete, denn dadurch würden die Menschenrechte abhängig von einer deizionistischen Definition der Person. Diese Willkür lasse sich nur in der Weise ausschließen, daß man mit der Tradition die Menschenrechte an die Zugehörigkeit zur biologischen Spezies *homo sapiens* binde. Dabei „hat die Orientierung an einer natürlichen Spezies in diesem Fall keine rechtsbegründende, sondern nur eine indikatorische Funktion, die aber den Vorzug hat, allen arbiträren Zuordnungen zuvorkommen“ (30). Für die Versuche, gezielte Tötungen von Menschen durch das Recht aus Selbstbestimmung zu legitimieren, verweist W. auf die Entwicklung in den Niederlanden. Aber unabhängig von der Ausweitung und vom Mißbrauch ereigne sich bereits mit der Vergabe der ersten Tötungslizenz ein Dambruch. „Die moralische Landschaft hat sich schon in dem Augenblick verändert, in dem die Alternative Leben oder Tod zum Inhalt einer Option geworden ist“ (32), denn damit stehe der Inhaber der Option unter einem Entscheidungszwang, der leicht dazu führe, daß er sozialen Pressionen ausgesetzt werde. Beim Umgang mit Embryonen und embryonalen Stammzellen gehe es um die grundsätzliche Frage, ob ohne Ausnahme alle Güter gegeneinander abgewogen werden könnten oder ob es Güter gebe, die jeder Abwägung entzogen seien und die für kein denkbare Ziel zur Disposition gestellt werden könnten. „Ließen sich mit Abwägungstechniken alle Güter ohne Ausnahme in Wertungsbilanzen verrechnen und damit relativieren, auch die Menschenwürde und die in ihr gründenden Rechte, hätte die Moralität keinen Boden mehr, der ihr nicht streitig gemacht werden könnte“ (40); ein konsequenter Utilitarismus könne letztlich nur technische, aber keine moralischen Normen begründen. Vertreter der Bioethik bedienten sich gelegentlich der Kategorie der Zuschreibung, um den Menschenrechten ihre absolute Verbindlichkeit abzusprechen. Einen Status, der Menschen von seinesgleichen nur zugeschrieben werde, besitze der Mensch nicht von Natur aus, sondern er verdanke ihn der willkürlichen Entscheidung anderer. Menschenrechte seien aber „von der Art, daß sie keiner Person von ihresgleichen verliehen werden können; jedermann besitzt sie stets kraft eigenen Rechts“ (49). W. spricht von einer essentiellen Zukunftsbezogenheit und einem in ihr gründenden Kontingenzbedürfnis des menschlichen Lebens. Ihr widerspreche der bewußt geplante Tod; aus ihr ergäbe sich ein Recht auf (genetisches) Nichtwissen; sie lasse gegenüber dem reproduktiven Klonen die Forderung verständlich werden, bei der Entstehung des Menschen müsse unter allen Umständen das Recht des Zufalls gewahrt werden.

Aus der Schrift spricht das Ethos des Arztes und der eindringende Ernst des philosophischen Fragens, der deutlich macht, welche Grundsätze und Werte von der Bioethik herausgefordert werden. Man wünscht sie in die Hand eines jeden, der mit dieser Herausforderung konfrontiert ist.

F. RICKEN S. J.

## 2. Historische Theologie

MÜNCH, CHRISTIAN, *Die Gleichnisse Jesu im Matthäusevangelium*. Eine Studie zu ihrer Form und Funktion (Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament; 104). Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2004. I/331 S., ISBN 3-7887-2035-2.

Anfang des 20. Jhdts. hat Adolf Jülicher die Gleichnisse Jesu als eine der elementaren Formen seiner Rede entdeckt. Er beschrieb ihre Form mit Hilfe von drei Merkmalen, die sich in vielen Gleichnissen Jesu wiedererkennen lassen. Gleichnisse enthalten (1) einen vollständigen Gedanken (2) in vergleichender Rede, die (3) einen tieferen Sinn verhüllt (9f.). Die allegorische Auslegung dieser einfachen Gleichnisse, die sich schon bei Markus findet, hielt Jülicher für ein Mißverständnis ihrer späteren Überlieferung. Jülichers Gleichnisbuch und seine negative Sicht der allegorischen Auslegung der Gleich-

nisse wurde vielfach kritisiert. Hans-Josef Klauck hat gezeigt, daß sie in der Traumauslegung apokalyptischer Literatur bereits ihre biblischen Wurzeln vor Jesus hat (30). Dennoch hat Jülicher insofern einen maßgeblichen Einfluß behalten, als sich die Untersuchung der Gleichnisse Jesu auf ihre besondere sprachliche Form konzentriert hat. Hans Weder hat unter dem Einfluß Jüngels und Ricoeurs das wesentliche Merkmal der Gleichnisform in ihrer Metaphorik erkannt (32). In der Metapher des Gleichnisses kommt das Reich Gottes zur Sprache, weil es anders als metaphorisch gar nicht gesagt werden kann. Gleichnisse waren für Jesu Verkündigung also unersetzbar, denn in den Gleichnissen wird das Reich Gottes selbst in seiner Verkündigung gegenwärtig. Die Konzentration auf die Form der Gleichnisse und auf ihren besonderen Sprechakt in der Verkündigung Jesu hatte zur Folge, daß die Frage nach ihrer Überlieferung und ihrem Kontext in den einzelnen Evangelien in den Hintergrund getreten ist. Für das Matthäusevangelium haben sich dieser Frage erst in den letzten Jahren einige Untersuchungen zugewandt (44–57).

In der vorliegenden Untersuchung, die als Dissertationsschrift bei Thomas Söding entstanden ist, widmet sich Christian Münch (= M.) dieser Fragestellung. Das Markusevangelium enthält als Vorlage des Matthäus nur eine größere Gleichnisrede (Mk 4, 1–34). Matthäus hat diese Rede in 13, 1–52 redigiert und erweitert. Zusätzlich hat er aus weiteren Einzelgleichnissen bei Markus größere Kompositionszusammenhänge geschaffen: Mk 12, 1–12 wird aufgenommen in Mt 21, 28–22, 14 und Mk 13, 33–37 im Zusammenhang von Mt 24, 42–25, 30. Diesen drei Kompositionszusammenhängen entstammt auch der Großteil der Gleichnisse, die M. in seine Untersuchung einbezieht (vgl. 6–7). Einer allgemeinen Untersuchung der Parabeltheorie bei Matthäus folgen in der Arbeit drei Teile, in denen die Gleichniseinleitungen (129–160), die literarischen Mittel innerhalb der Gleichnisse (161–248) und die Gleichnischlüsse (249–290) untersucht werden. Die Gleichnisse haben im Matthäusevangelium eine charakteristische Form. Himmelsreich-Einleitungen, das Erzählen Jesu im Aorist, gemeinsame Bildfelder (184–206) und „eine Neigung zu extremen Zügen“ (295) sind Merkmale dieser gemeinsamen Form. Oft beschreiben sie auch eine Ereignisfolge in drei Phasen.

Der Untersuchung der literarischen Form der Gleichnisse ist ein Abschnitt über die Verstehensvoraussetzungen der Gleichnisse im Evangelium vorausgeschickt. Darin untersucht M. Matthäus' Verwendung des Begriffs παραβολή (73–85). Matthäus gebraucht das Wort bereits als einen *terminus technicus* für eine bestimmte Form der Rede Jesu. Es bezeichnet eine Form der bildhaften Rede, die einer besonderen Deutung bedarf. Offenbar war also schon dem Evangelisten die Gleichnisrede als ein besonderes Merkmal des Lehrens Jesu bewußt. In diesem Bewußtsein hat er die Gleichnisse redigiert und in größeren Zusammenhängen miteinander komponiert. Die Gleichnis-Überlieferung des Evangeliums ist also nicht, wie Jülicher meinte, von Beginn an durch ein Mißverständnis ihrer literarischen Form gekennzeichnet. Jülicher's Hypothese einer Form einfacher Gleichnisse im Munde Jesu erweist sich vielmehr als moderner Anachronismus, der an die Evangelien herangetragen ist.

In Mt 13, 10–17 erkennt M. die „Gleichnistheorie“, die Matthäus in seinem Evangelium für ihr Verstehen voraussetzt. Die negative Seite ihrer Deutungsbedürftigkeit ist die Verstockung derer, die sie nicht verstehen. Die vieldiskutierte Verstockungsaussage in Mt 13, 15 ist darin begründet, daß die besondere Form der Gleichnisse auch den Zugang zu ihrer Botschaft vom Reich Gottes vermittelt. Verstehen und Nicht-Verstehen entscheiden also über Distanz und Nähe zum Reich Gottes, das Jesus verkündet (127): „Die Gleichnisse Jesu sind nicht evident; sie zu verstehen ist mit Schwierigkeiten belastet, erfordert einen besonderen Akt der Deutung. Für einen Teil der Hörer Jesu werden sie aufgrund ihrer Verstockung gänzlich unverständlich.“ Die Botschaft vom Reich Gottes ist nur dem zugänglich, „dem von Gott in Jesus die Basileia erschlossen ist. Bei allen anderen hält die Rede ἐν παραβολαῖς jene Distanz aufrecht, die in ihren Herzen zur Basileia Gottes besteht und die sie am Hören, Sehen und Verstehen hindert [...]“ (127).

Der Verf. hat die gesamte Breite historisch-kritischer Methodik in seine Untersuchung einbezogen. Dabei hat er stets die Gesamtheit der Gleichnisse bei Matthäus im Blick. Auslegungen einzelner Gleichnisse und ihres narrativen Kontextes bei Matthäus

werden nicht geboten. Dies bleibt m. E. auch ein Desiderat der Arbeit. Warren Carter und John Paul Heil hatten in ihrer Untersuchung „Matthew's Parables“ 1998 schon klarer den narrativen Prozeß nachgezeichnet, zu dem die Gleichnisse im Matthäusevangelium beitragen. Dabei haben sie mit einer rezeptionsästhetischen und narrativen Analyse bereits ein interessantes theologisches Profil der Gleichnisse bei Matthäus herausgearbeitet. M. nimmt auf den Versuch der beiden häufiger Bezug, hat ihn selbst aber nicht weiter entwickelt.

Ein weiterer Kritikpunkt an der Arbeit sind zahlreiche Druckfehler, die in der Veröffentlichung stehen geblieben sind. So finden sich nicht getilgte Trennstriche „An-liegen“ (46); „gegen-über“ (52) u.ö.; und nicht konsequent korrigierte Formulierungen: in Anmerkungen wie etwa: „wenn man von [sic!] Matthäus von Markus her liest“ (81, Anm. 33); aber auch im gewöhnlichen Text, etwa: „angesichts des autonomen Charakter [sic!]“ (106), oder: „die Geschichte von [sic!] unreinen Geist“ (130), und ein paar Zeilen weiter: „Im Sinne des Matthäus dürfte 12,43–45 als ein Gleichnis oder einen [sic!] ‚gleichnisartigen‘ [sic!] Text gelten [...]“ u.ö. Gelegentlich sind auch Schriftstellernangaben nicht zuverlässig: Die geprägte Formulierung vom Heulen und Zähneknirschen findet sich nicht in Mt 22,14 (vgl. 165, Anm. 24), sondern bereits in 22,13.

Die Ergebnisse von M.s Arbeit geben die Überlieferung der Gleichnisse Jesu bei Matthäus als Ergebnis eines lebendigen Traditionsprozesses zu erkennen. Er läßt bereits auf ein Bewußtsein der ersten Tradenten der Gleichnisse für ihre Besonderheit in der Lehre Jesu schließen. Eine theologische Abwertung der überlieferten Form der Gleichnisse bei Matthäus gegenüber ihrem Ursprung in der Lehre Jesu bleibt daher abwegig. Die Gleichnisse waren vielmehr von Anfang an keine historischen Texte, sondern „Worte Jesu, des Immanuel“ (306, vgl. Mt 1,23).

A. WUCHERPENNIG S. J.

HEIL, CHRISTOPH, *Lukas und Q*. Studien zur lukanischen Redaktion des Spruchevangeliums Q (Beihefte zur Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche; 111). Berlin: de Gruyter 2003. X/444 S., ISBN 3-11-017434-0.

Die zu besprechende Arbeit entstand im Rahmen des seit 1993 bestehenden International Q Projects (IQP) unter der Leitung von Paul Hoffmann und wurde im Sommersemester 1999 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bamberg als Habilitationsschrift angenommen.

Nach methodologischen Vorüberlegungen werden im „Haupt-Teil“ B (42–212) die Textstellen der lukanischen Redaktion des sogenannten „Spruchevangeliums“ bei Lk 13,18–21.24–27.29.28.(30).34–35;14,5.(11).16–18.)19–20?21.23.26–27.34–35; 16,13.16–18;15,4–5.7.(8–10); 17,1.3–4.6.(20–21).23–24.26–27.?28–29.33.37; 19,12–13.15–24.26; 22,28.30 analysiert und im Anschluß daran ausgewertet (213–367). Ein Literaturverzeichnis (369–420), ein Bibelstellenregister (421–435) und ein Autorenverzeichnis (436–444) beschließen das Buch.

Heil (= H.) selbst bezeichnet die redaktionsgeschichtliche Interpretation des lukanischen Werkes als „sehr leistungsfähig“, um auf diese Weise die Komposition des Lukas-Evangeliums und seine Theologie zu erklären (354). Eins geht der Rez. mit der sogenannten redaktionsgeschichtlichen Methode, welche er als Endtextexegese im Sinne einer synchronischen Interpretation und auch als diachronische Exegese versteht, um so die Bearbeitung von Vorlagen zur Ermittlung der Intention des Verf. zu analysieren (29, 354). In diesem Zusammenhang ist die Aussage der Päpstlichen Bibelkommission in ihrer Verlautbarung mit dem Titel „Die Interpretation der Bibel in der Kirche“ von 1993 bedenkenswert, daß „keine wissenschaftliche Methode der Erforschung der Bibel [...] dem Reichtum der biblischen Texte ganz gerecht werden [kann]. So kann auch die historisch-kritische Methode nicht den Anspruch erheben, allem zu genügen. Sie läßt unweigerlich zahlreiche Aspekte der Texte, die sie erforscht, im dunkeln. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß heute auch andere Methoden und Zugänge vorgeschlagen werden, um den einen oder andern wichtigen Aspekt eines Textes zu ergründen“ (Interpretation der Bibel: Neue Methoden der Literaranalyse). Für gewisse Interpretationsfragen kann die synchrone, für andere die diachrone Methode hilfreich sein. Das methodische Miteinan-